

„Nicht diktieren, was man sieht“

Porträt. Wer kennt sie nicht, die geriffelten, „gekämmten“ Bilder Jakob Gasteigers, eines der prägnantesten Maler seiner Generation. Ein Besuch zu seiner Ausstellung in der Albertina.

VON ALMUTH SPIEGLER

Fast schon beängstigend aufgeräumt ist das wunderschöne Loftatelier Jakob Gasteigers im siebten Wiener Bezirk – historischer Hinterhof, ehemalige Fabrik für Drogerieartikel. Man kann sich kaum vorstellen, welche Materialschlachten – „ja, das sind sie“, sagt der Maler zu seiner Malweise – hier in den vergangenen 20 Jahren schon stattgefunden haben. Mittlerweile aber arbeitet er fast ausschließlich in seinem (noch) viel größeren Studio im Weinviertel. Also er „strukturiert“ mit einem kammartigen Werkzeug, das er eigens für jedes Bild aus hartem Karton schneidet, Massen an Acrylfarbe. Neongrüne, neongelbe, neonorange zuletzt. Früher, als er in den Achtzigerjahren mit dieser Methode begann, an der ihn jeder in Österreichs Kunstwelt halbwegs Sozialisierte sofort erkennt, war es noch schwere Ölfarbe. Besser gesagt eher „oilpaint“ als „colour“, im Englischen wird da unterschieden, während im Deutschen die Malerei vom Symbolgehalt der Farbe untrennbar scheint: Und Gasteiger ging es lange rein um das Material, nicht um die Farbe.

So waren es zu Beginn klassische Unfarben, die der junge Mann, der mit 20 schon ein Bühnenbildstudium am Mozarteum Salzburg abgeschlossen hatte, wählte. Nicht, um mit ihnen wie die damals so dominanten Neuen Wilden expressive Körper auf die Leinwand zu werfen, um unserem „Blick zu diktieren, was er sehen soll“, wie er das nennt. Sondern um die Leinwand, das Bild selbst zu etwas Körperhaftem zu machen. Zu fragen, ist das überhaupt ein Bild? Ist es ein Relief? Ist es ein Objekt? Eine Plastik? Was formt unseren Begriff, unseren Eindruck davon? Ob es am Boden liegend bearbeitet wurde? Ob in die Farbe Eisen- oder Glasstaub gemischt wurde? Ob der Bildträger dünnes Holz ist oder Leinwand, ob diese rund ist oder eckig? Gar noch einen dicken, seitlich bemalten Rahmen hat?

In Nachfolge des „Radical Painting“

Fragen, die in der Tradition des US-amerikanischen „Radical Painting“ stehen, 1984 vom späteren Guggenheim-Direktor Thomas Krens so benannt. Gasteiger nennt es schlicht und sprechend „analytische Malerei“. Albertina-Direktor Klaus Albrecht Schröder unterteilt Gasteigers Retrospektive in der Albertina, die seit gestern, Donnerstag, fertig aufgebaut auf die Museumsöffnungen wartet, in der Krens-Nachfolge mit kunsthistorischem Verve: „post-radikale Malerei“. In erster Linie sind es Gasteigers. Einer prächtiger als der andere hängen die



Gasteiger in seinem sehr ordentlichen Atelier in einer ehemaligen Fabrik im Wiener Siebten.

[Clemens Fabry]

meist mächtigen Formate nebeneinander in der Pfeilerhalle, einer prächtiger hinter dem anderen lehnen sie in seinem Atelier feinsäuberlich an der Wand.

Was nach Massenproduktion aussieht, würde durchaus in Gasteigers Konzept seiner immer seriellen Fertigung und des Handwerks passen, das eine genialische „Malerpranke“ vermeiden soll. Doch auch durch das Kämmen der Farbe kommt er der Handschrift – natürlich – nicht aus, nicht einmal der Expression, schließlich lässt er die Bilder ja nicht in maschineller Perfektion erzeugen. (Und wenn er sie maschinell erzeugen lässt, wie seine Aluminiumgüsse, provoziert er den Zufall – wie beim Bleigießen.) Gasteigers beiläufige Expression liegt in zarten, manchmal sogar wilden Protuberanzen des Farbmaterials, dessen sich unerwartet stauender Überschuss die rigiden Strukturen der Rillen bricht. Manchmal sind es nur feine Knötchen, manchmal richtige Batzen, die dem strengen Kamm entkommen. Und erst die Wirbel und Strudel, die sich an den harten Graten bilden . . .

Liegt natürlich alles in der Fantasie der Betrachter, Gasteiger ist es gewohnt, deren Ergüssen formvollendet stoisch zu lauschen.

Die Assoziationen reichen von Pierre Soulages bis zu Zen-Gärten. Er selbst zieht lieber Parallelen zu Architekten oder Köchen. Je lapidarer, desto besser, ganz enttäuscht seien dann viele, dass er ihnen seine Abstraktionen nicht spirituell auflädt.

Das hält anscheinend keinen davon ab, einen Gasteiger zu Hause haben zu wollen, kann so einer doch auch enorm dekorativ den Raum vereinnahmen. Der Maler erzählt sogar von steigender Nachfrage in Pandemiezeiten. Sein eigenes Zuhause, in das er 1953 geboren wurde, sei ein sehr offenes gewesen: Dem Vater, einem Offizier, sei nur wichtig gewesen, dass er sich die Haare nicht lang wachsen ließ. Der Weg in die Kunst selbst wurde immer unterstützt. Bald schon hatte der junge Maler Erfolg, stellte in seiner und dessen Frühzeit bei Galerist Thaddaeus Ropac aus und zählt heute sicher zu den erfolgreichsten Malern seiner Generation in Österreich.

Umso erstaunlicher, dass Gasteiger bisher in seiner Wohnstadt Wien noch keine Einzelausstellung in einem Museum hatte. Jetzt hat er sie, ganz spontan, in nur wenigen Wochen eronnen. Und jetzt schon verlängert bis Ende August.